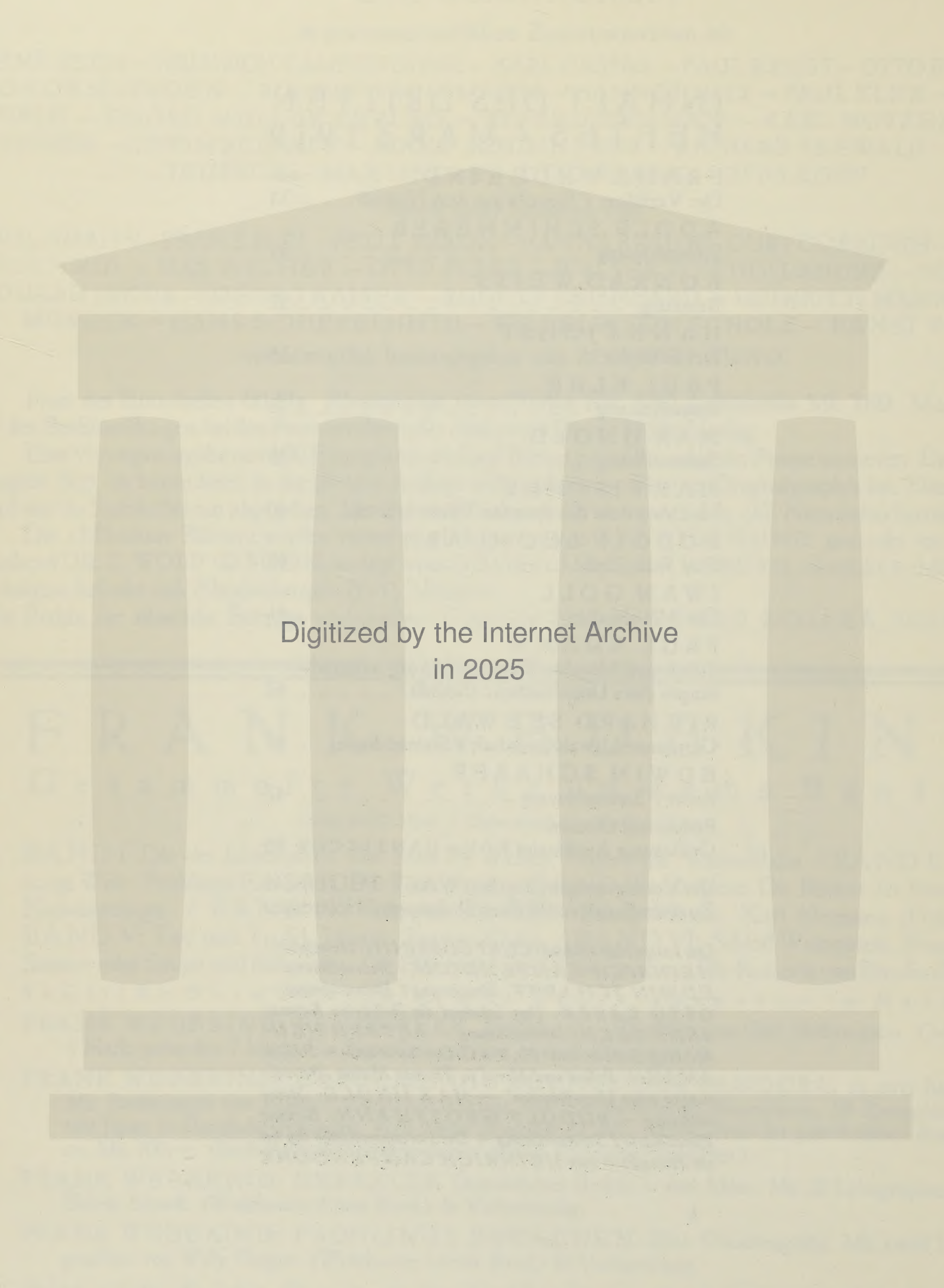
ERSTER JAHRGANG / 1919 / DRITTES HEFT



FÜR DICHTUNG UND GRAPHIK

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN



FRANK WEDEKIND: DER VERFÜHRER
NOVELLE AUS DEM NACHLASS

Es ist wohl möglich, daß sich die Gunst eines jeden Mädchens ohne Ausnahme gewinnen läßt. Aber leicht wird es nicht immer. Die Hauptsache ist, daß man den richtigen Weg einzuschlagen versteht. — Die übrigen Herren des intimen Freundeskreises lauschten in gespanntester Erwartung.

Es war am 15. Juni im Jahr 18 . ., fuhr der Sprecher fort, als ich gegen Abend zu Tante Mathilde hinauskam und sie mir mitteilte, daß tags zuvor ihre Tochter Melanie von Brüssel zurückgekommen sei. Wir hatten kaum eine Viertelstunde geplaudert, als Melanie mit dezidiertem Schritt, ohne durch meine Anwesenheit überrascht zu sein, leicht errötend ins Zimmer trat. In körperlicher Beziehung hatte sie ungemein gewonnen, seit ich sie nicht gesehen. Ihre Taille war schmal geblieben, ebenso die Schultern, aber die Hüften und besonders die Formen des Korsetts fielen mir durch ihre majestätischen Linien auf. Mit dem Ausdruck unnahbarer Würde und einem eisigen Lächeln auf den Lippen reichte sie mir ihre geschmeidige kleine Hand und nahm auf einem schmalen Tabourett Platz, auf dem sie wie auf einem Isolierschemel saß, und von dem aus sie mich mit Blicken maß, von denen ich mich wie von kleinkalibrigen Gewehrkugeln durchlöchert fühlte. Ich schlug die Augen nieder und wendete meine Bemerkungen über Brüssel und die Großstädte im allgemeinen fast ausschließlich an Tante Mathilde, die mich, nachdem wir noch etwa zehn Minuten gemütlich geplaudert, mit ihrer Tochter allein ließ. — »Wie wäre es, Herr Doktor, wenn wir einen Gang durch den Garten machten?« sagte Melanie, um das peinliche Schweigen zu brechen, das, nachdem sich Tante Mathilde entfernt, zwischen uns obwaltete. Ich bot ihr meinen Arm und führte sie in den stockdunklen Garten hinaus, alle drei Schritte ein Streichholz anzündend, in der Befürchtung, wir möchten gegen einen Baum anrennen oder in die Johannisbeersträucher geraten, bis mir meine Cousine mit einer unvorsichtigen Geste die Schachtel aus der Hand schlug und mich hinter sich her in eine der Lauben zog, die zu beiden Seiten des Weges lagen.

Nachdem wir uns auf der breiten hölzernen Bank mit ziemlicher Mühe zurechtgetastet, nahm sie meine Hand in die ihrige, neigte sich mit ihrem Oberkörper über mich, die Lippen dicht vor meinem Gesicht, so daß ich ihren Atem spürte, und fragte mich, woran ich denke. »An die griechischen Inschriften auf den Denkmälern im westlichen Kleinasien«, entgegnete ich, worauf sie meinte, ich hätte einen stark ausgeprägten sinnlichen Ton in der Stimme. Ich erklärte ihr aber, daß das Altgriechische, welches auch keine Ursprache, sondern durchaus Kultursprache sei, doch auf unsere modernen Sprachen, zumal auf die, die wir sprechen, den schwerwiegendsten Einfluß ausgeübt habe, indem es durch die mit altgriechischen Inschriften bedeckten historischen Denkmäler gewirkt. So unterhielten wir uns noch eine Weile, dann fühlte ich ein Frösteln und begleitete Melanie, in der Befürchtung, wir möchten uns beide erkälten, ins Wohnzimmer zurück.

In den darauffolgenden Tagen beschäftigte ich mich mehr mit ihr, als ich erwartet hatte, und beschloß schließlich, da mir der Gedanke an ihren klassisch modellierten Körper keine Ruhe mehr ließ, sie für mich zu erobern.

Drei Tage später traf ich sie wieder bei Tante Mathilde. Es war drei Uhr nachmittags und die Tante schlief. Mit Gewalt oder Heftigkeit, das wußte ich im voraus, erweckte ich nur Empörung; ich mußte also vorsichtig sein. Melanie trug ein Kleid, wie man es bei heißer Jahreszeit nicht leichter tragen kann, in hellgrüner Seide, und so weit, daß es sie wie ein Hemd umflatterte. Über den Schultern war es durch zwei schmale Streifen gehalten. Sie streckte sich auf der Chaiselongue aus und lud mich ein, auf dem Fußende Platz zu nehmen. Dann hakte sie die zwei

obersten Haken auf, um, wie sie sagte, besser atmen zu können. Sie schien auch in der Tat sehr unter der Hitze zu leiden, indem ihre Wangen hochgerötet waren und sie kaum einen Augenblick ruhig liegen konnte.
Ich versuchte das Menschenmöglichste. Ich brachte das Gespräch auf Kleopatra, auf den Frühling, auf Tanzunterhaltungen, ohne dem Mädchen mehr als ein stummes, überlegenes Lächeln zu entlocken. Schließlich nahm ich sogar einen Pantoffel, der ihr zufällig vom Fuß gefallen, und führte ihn an meine Lippen. Dabei cajolierte sie mir mit ihrem Fuße zuerst die Hände und dann das Gesicht. Wenn sie gewußt hätte, welch höllische Marter mir das verursachte, in welchem Orkan die Leidenschaften in mir tosten und brandeten! Aber sie lag da, so vertrauensselig, als hätte sie ein neugeborenes Kind neben sich. Ihre Lippen öffneten und schlossen sich wieder, ihre feine rote Zunge wurde zwischen den blanken Zähnen sichtbar, aber keine Spur von Verständnis für meine Taktik. Mir wurde auf meinem schmalen Sitzplatz zumute, wie Napoleon auf St. Helena; und als ich das herrliche Weib nach zwei Stunden vergeblich aufgebotener Liebesmühe verließ, fragte ich mich trostlos und niedergeschlagen, wie die Natur ein solches Wesen schaffen könne, ohne ihm einen Funken menschlichen Gefühls einzuhauchen.
Am nächsten Tage überraschte sie mich mit der unvermittelten Frage, ob ich schon einmal geliebt habe. Ich hatte meinen Feldzugsplan von Grund aus umgestaltet und wußte nicht, ob ich mit ja oder nein antworten sollte. Ich hatte mir vorgenommen, sie gar nicht anzusehen und auf diese Weise ihre Eitelkeit zu kitzeln, sie zu demütigen und mich um so begehrenswerter zu machen. Tante Mathilde war zu einer Kafegesellschaft ausgefahren, wir suchten den kühlsten Ort des Hauses auf und gelangten in einen kleinen, runden, hochgewölbten Gartensalon, in dem außer einem alten rotsamtenen Divan nur gerade noch eine breite Fächerpalme Platz hatte. Hier, abgeschlossen von der ganzen Welt, erzählte ich ihr meine Geschichte. Nie in meinem Leben habe ich eine aufmerksamere Zuhörerin gefunden. Als ich auf die Katastrophe zu sprechen kam, wie das Mädchen, das ich aus tiefster Seele geliebt, mit einem Handelsreisenden nach Amerika durchbrannte, durchfuhr ihren Körper leises Zucken. Ich sah meinen Seelenschmerz von damals in ihren Blicken wiedergespiegelt. Ich begann zu hoffen, daß ich mich in ihrer Beurteilung geirrt. Da geschah etwas Unvorhergesehenes. Augenscheinlich hatte sie in ihrer Erregung das Knie zu fest an die Kante des Divans gepreßt. Dadurch war die Schnalle ihres Strumpfbandes aufgesprungen und das Strumpfband fiel zu Boden. Ich hob es auf und überreichte es ihr. Darauf folgte längeres Schweigen. Dann, ohne sich weiter vor mir zu genieren, streifte sie ihr Kleid etwas auf und befestigte das Strumpfband unter dem Knie. Sie trug seidene Strümpfe. Wäre ich in Gedanken nicht bei meiner ersten Liebe gewesen, wer weiß, wozu mich die Arglosigkeit hingerissen hätte. Aber auch so vermochte ich meiner Empfindung nicht völlig Herr zu bleiben. Ich beugte mich nieder über den dunklen Lockenkopf und hauchte ihr einen Kuß auf die weiße Stirne. Aber da fühlte ich, wie sie mich mit dem kleinen Finger zurückstieß, in ihren Blicken lag etwas wie scheue Furcht, ein Schrei drängte sich auf ihre Lippen, den sie nur mit Mühe zurückhielt. Ich nahm meinen Kopf in beide Hände und stürzte wie wahnsinnig zum Haus hinaus.
Es wird mir ziemlich schwer werden, die Zeit, die diesen Ereignissen folgte, mit kühlem Blut zu beschreiben. Sie endete mit den qualvollsten Seelenkämpfen, die ich durchgemacht, und die ich um die Inschriften von ganz Athen nicht zum zweitenmal durchmachen möchte. Nachdem ich mich zur Genüge davon überzeugt hatte, daß all meine Diplomatie und Feldherrnkunst an dem Mädchen verloren war, beschloß ich sie zu vergessen, und meine gute alte Tante Mathilde während ihres Aufenthaltes nicht mehr zu besuchen. Aber das gelang nicht. Und nun begann ich den frivolen Absichten zu fluchen, die mich dazu verleitet, die schöne Herzlose meiner Bemühungen zu würdigen. Um mich


AS

zu zerstreuen, suchte ich Kafes und Bierhöhlen auf, wo ich oft bis nach Mitternacht in Gesellschaft angehender Künstler saß, denen nichts auf dieser Welt mehr heilig war, deren jeder seine zehn bis zwanzig Mädchen zu Herzensfreundinnen hatte, und von denen man in einer Nacht mehr lernen konnte, als ein Mann in geordneten Verhältnissen in einer fünfzigjährigen Ehe lernt. Nach einigen Tagen zog es mich doch wieder wie an einer Schlinge zum Landgut hinaus. Melanie empfing mich im Salon, das heißt eigentlich empfing sie mich nicht. Sie saß am Fenster und stickte. Nicht eines Blickes würdigte sie mich, und die Blicke, die sie zum Fenster hinauswarf, waren so gereizt, so enerviert, so unfreundlich, daß ich die herrliche Landschaft beinah mehr als mich selbst bedauerte. Sie bat mich, ihr doch noch einige altgriechische Inschriften zu zitieren. Ich suchte in meinem Kopf, wie man eine Kommode durchsucht, aber meine Gelehrsamkeit war weggeblasen. Ich fühlte mich so beschämt, daß ich meinen Hut nahm und nach Hause ging.
Als ich wiederkam, traf ich sie mit Tante Mathilde zusammen. In der Zwischenzeit hatte ich nicht eine Nacht mehr geschlafen. Ich bat Melanie, mit mir in den Garten hinauszukommen, in die Taxuslaube oder in die Jasminlaube, aber sie sagte, es wäre ihr zu dunkel; sie fürchte, mit dem Kopf an einen Baumstamm zu stoßen, wenn sie mit mir ginge. Ich war zerknirscht. Drei Tage und Nächte lief ich mit dem Gefühl durch die Straßen, als ob mir ein Schmiedehammer das Herz bearbeitete. Ich sah Grün, Blau, Rot vor den Augen. Die Menschen, die mir begegneten, machten einen Bogen um mich herum. Wer mir unversehens unter den Hut sah, fuhr erschreckt zusammen, und meine Kleider schlotterten mir am Leib, als hätte ich sie vom Hausierer erstanden. Ich wurde binnen einer Woche um drei Pfund leichter.
Am Sonntag schleppte ich mich noch einmal mehr tot als lebendig hinaus und traf Tante Mathilde allein. Ich griff unwillkürlich nach einer Stuhllehne, als sie mir eröffnete, Melanie sei bei einer Freundin in der Stadt. Dann unterhielt ich die kindische alte Frau eine Stunde lang mit schalen Anekdoten, was ich früher mit Vergnügen getan hatte, und was mir jetzt eine Galeerenarbeit war. Nachdem ich mich verabschiedet, steckte ich im Vestibül den Hausschlüssel in die Tasche, ich wußte nicht warum. Von dem Moment an weiß ich überhaupt von keiner meiner Handlungen mehr das Wie und Warum. Ich war zum Nachtwandler geworden. Kurz vor Mitternacht erwachte ich vor der Haustür des Landhauses, ohne zu wissen, wie ich hergekommen. Eine Stunde später erwachte ich wieder und stand noch an demselben Fleck. Mir war, als stände jemand hinter mir und stieße mir unaufhörlich mit dem Knie in den Rücken. So öffnete ich schließlich, tastete mich die dunklen Treppen hinan und pochte, ohne der Gefahr zu gedenken, der ich mich dabei aussetzte, an ihre Kammertür.
»Wer ist da?« hörte ich ihre Stimme.
»Ich bin es!« – meine Knie schlotterten.
Keine Antwort.
Ich flehte, ich beschwor sie, ich ließ die Türklinke nicht mehr aus der Hand, aber alles blieb still. So stand ich fünf lange Stunden, bis es auf der Treppe hell zu werden begann. Dann schlich ich mich durch den Garten nach Hause und verbrachte den Tag in dumpfem Hinbrüten. Die körperlichen Bedürfnisse, Essen, Trinken, Schlafen, existierten für mich nicht mehr.
In der folgenden Nacht wiederholte sich die Szene, nur mit dem Unterschied, daß ich während der fünf Stunden weinte und winselte wie ein Kind.
Das hinderte mich nicht, in der dritten Nacht wieder vor ihrer Türe zu sein. Es gab für mich nur zwei Eventualitäten: Zu ihr gelangen oder sterben. Wer beschreibt mein Erstaunen, als die Tür dem Druck meiner Hand nachgibt. Es war der reine Zufall, denn kaum war ich eingetreten, als sich das Mädchen hoch aufrichtet und mir im Flüsterton, aber mit unerbittlichster Strenge befiehlt, ihr Zimmer zu verlassen; das letzte und größte Hindernis, ihr Mädchenstolz, ihre persönliche Gegenwehr, die es noch zu überwinden galt. Mich wunderte nur, daß sie nicht aus vollem Hals um Hilfe schrie. Um

so unverhohlener gab sie ihrem Schreck und ihrer Empörung mir gegenüber Ausdruck. Sie nannte mich einen unverschämten Menschen, einen Schurken, einen schamlosen Wüstling. Umsonst, sie hatte den Mut eines Verzweifelten gegen sich. Ich brauche nicht mehr zu sagen. Ihre körperlichen Kräfte, ein so herrliches Weib sie war, waren den meinen nicht gewachsen. Ich war Sieger.

Deshalb, meine lieben Freunde, sage ich euch: Es ist möglich, daß sich die Gunst eines jeden Mädchens erringen läßt, aber so leicht geht es nicht. Die Hauptsache ist, daß man den richtigen Weg einzuschlagen versteht.

»Haben Sie denn den Weg noch öfter erprobt?« fragte einer der Anwesenden.

Nein. Ich tat es auch das eine Mal nicht aus Frivolität, sondern aus psychologischem Interesse. Und wie ich denn ein Mann von Grundsätzen bin, gelang es mir auch später, ihre Zuneigung in dem Grade zu gewinnen, daß sie sich teils durch Vernunftgründe, teils durch Schmeichelworte dazu bewegen ließ, meine Frau zu werden.

BEREITUNG / VON KONRAD WEISS

Daß sich die Schrift erfüllt;
nicht oben und nicht unten,
denn es geschah zu Tag und Stunden,
daß Freiheit in uns wühlt.
Das Fleisch ist uns gesetzt;
und nicht in unserm Namen,
doch in der ganzen Menschheit Samen,
so steht die Erde jetzt.

Es wechselt die Natur
und häuft uns an zu Jahren,
doch was wir täglich mehr erfahren,
es ist nur unsre Spur.
In uns ist jeder Keim
und wachsend mit den Winden,
was wir in eigner Brust entzünden,
fällt nicht gebrochen heim.

Das gibt sich uns zu Gast,
dem müssen wir nun folgen,
bis es mit uns zu dunklen Wolken
aufwindet ohne Hast.
Und wird es nun Gestalt,
je mehr wir ihm entfliehen,
daß wir den ganzen Himmel ziehen,
dazu braucht es Gewalt.

So weist sich uns der Gang,
den doppelt auch durchmessen,
wer Treue nicht im Blut besessen,
bleibt elend und im Zwang.

Ja von Natur entzwei,
was wir einander dulden,
das muß die Seele einzeln schulden,
so ringen wir uns frei.

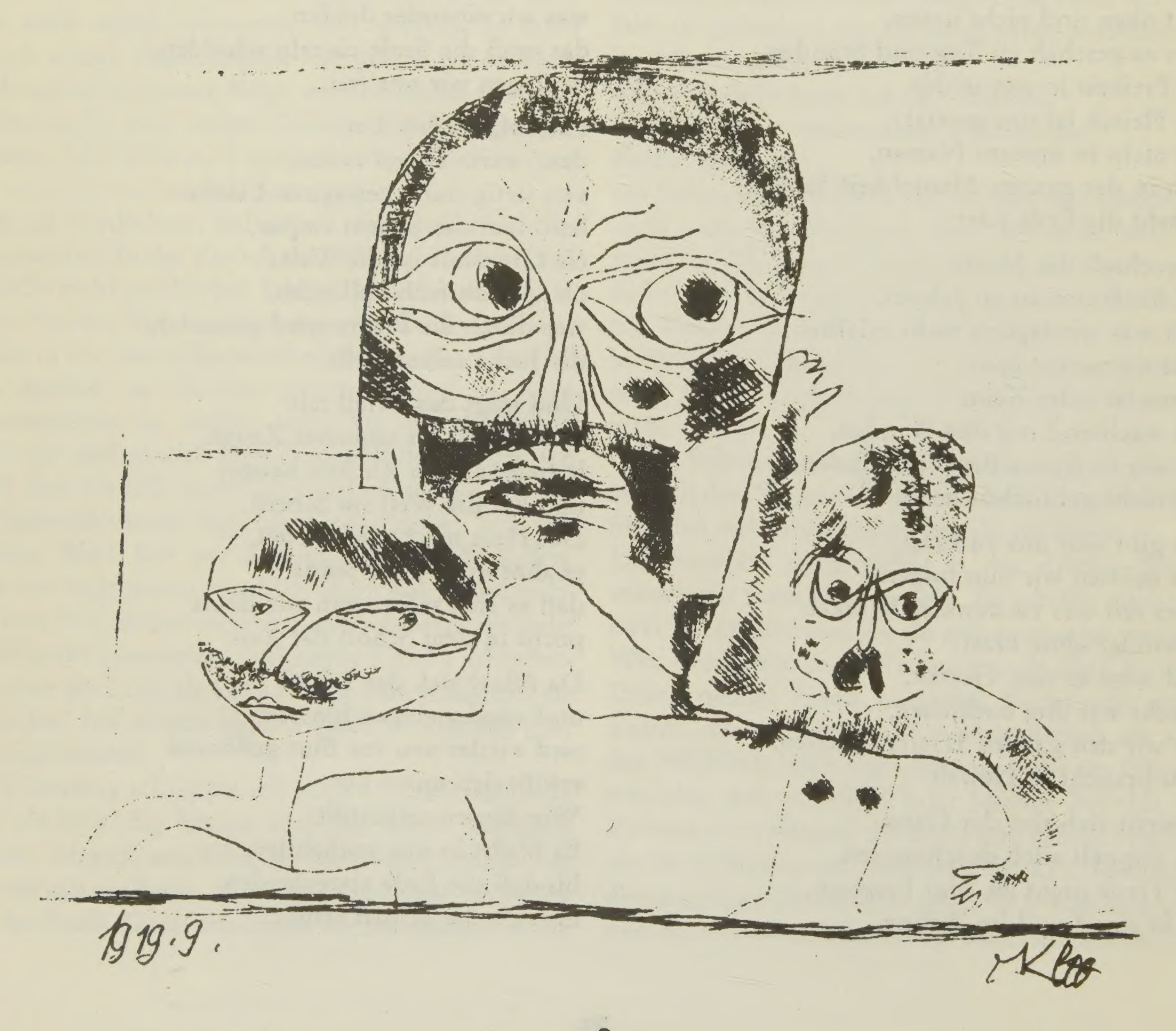
Ein aufgeriegelt Tor,
dess' weite Flügel rasten,
von stetig durchgetragnen Lasten
hallt laut der Schritt empor,
ein Gleichnis ist die Welt;
ob spät ob früh vollendet,
wer durch die Pforte wird gesendet,
die Joche selber stellt.

Und trägt das Urteil mit
und wächst als stummer Zeuge,
je tiefer er den Rücken beuge,
und hat die Welt im Schritt.
Das Herz macht sich bereit,
es ahnt in bittrer Freude,
daß es sich selber nun zur Beute
pocht in dem Schoß der Zeit.

Da öffnet sich der Schoß
und wieder eingeschlossen
und wieder neu ins Blut geflossen
erfüllt sich unser Los.
Wir dauern ungestillt.
Es bleibt in uns vorhanden,
bis daß die Erde abgestanden,
bis sich die Schrift erfüllt.

DER SCHÖPFER / VON HANNS JOHST

Du windest Brudermensch dich und du schreist —
Weltuntergang!! — Undankbar wie du bist;
Denn du vergißt
Daß diese Zeit, die du dein Leben heißt
Nur flammender als je lebendig ist!
Was deines Geistes uferloser Drang
Sich je erkühnte als Gedanke
— Jetzt ohne Hemmung, ohne Schranke
Ist es die Welt! —
Es sprang
Aus Schöpferwollust deiner Phantasie
— Es wurde ihr und dir zum Bilde — Vieh!





MAX FISCHER: UND ALS WIR ZU DEN FREMDEN TÄLERN SCHRITTEN ...

Und als wir zu den fremden Tälern schritten
Durch grauer Schatten atemlose Stillen,
Der Dinge harter Ränder uns entglitten,
Wir beide eingewirkt in hohen unbegriffnen Willen –

Da ahnten wir, wie aus dem kühlen Bangen,
Das sich im Mondreich grauer Stämme dehnt,
Zerspaltenes, das schwebende Verlangen
Verschwisternd, hin zu fernen Sternen sehnt.

Urplötzlich übersprüht das Lichtgeflimmer
Den Horizont wie hochgereckte Stadt.
Vor wacher Häuser sattem Hoffartsschimmer
Bebt scheue Hoffnung, die kein Obdach hat.

RUDOLF LEONHARD: DON JUANS ENDE

Don Juan, den die Vielzahl quälender Erfüllungen langweilte und die vergebliche Unrast seines springenden Verlangens ekelte, hatte versucht, sich zu entmannen. Er lag zu Bett, schrie vor Schmerzen, wenn er die Lippen zerbissen hatte, und schraubte den Kopf in die schweißigen Kissen, um Federigas Tröstungen nicht mehr zu hören. Sie dachte nicht an Zorn und drückte die Tränen zurück; sie holte Erasmus, den Geweihten aller Religionen, der nie eine Kanzel betreten oder nie Opfer gebracht hatte; der sollte Don Juan zusprechen. Er schlug, trotzdem er dabei lächelte, das Kreuz über den Kranken, der das mit kindischer Heftigkeit verlangte. Dann begann er in vollen Worten Don Juan lobzupreisen, sein Wesen und sein Leben. »Hätten Sie es führen mögen?« unterbrach ihn Don Juan, mit einem kurzen Blicke böser Freundlichkeit von unten. Erasmus schwieg, ein wenig betroffen; dann belehrte er, daß es hierauf nicht ankomme, aber wie herrlich habe Don Juan sein eignes Leben erfüllt! »Gewiß«, meinte der, und erzählte genau, in gewollter Frechheit, die Verkehrungen seines Triebes, bis seine Worte sich erregten und ihn unter Federigas unerschrocken helfenden Händen erschöpften. Erasmus sprach von dem Rechte jeder Kraft und der Notwendigkeit jeder Lebensform; Don Juan lachte tief und langsam: »in wie viele habe ich gegriffen, und wie viele Kräfte gelähmt!« Erasmus nannte ihn fruchtbar wie einen Gott, und wiederholte das ernst in Don Juans zynisches Lachen hinein. »Wie viele hast Du geliebt, Zahllose Du allein beglückt«, meinte Erasmus; Don Juan aber zählte ungeberdig, fiebernd die Verlassenen und wollte die Tränen schätzen. Dann lag er still, während Erasmus weiter sprach; er dachte an Iris, die ihm am schwersten gekränkt schien, weil dies die erste Kränkung war, deren er sich entsann. Er litt namenlos darunter, daß kein Wort jemals zurückzunehmen war und keine böse Stunde noch einmal begonnen werden konnte. Als Erasmus nach einem fast gesungenen Freundschaftsabschied gegangen war, diktierte Don Juan der schweigenden Federiga fliegende Worte an Iris, die auf einem anderen Kontinente war.

Iris benutzte Eisenbahnen und Flugzeuge, Schiffe und Automobile und ruhte erst vor Don Juans Zimmertür einen Augenblick. Dann wurde sie, nur noch tiefer atmend, von der sich unbewegt haltenden Federiga an das Bett geführt. Don Juan hob die geschwächten Hände, von denen das Hemd fiel, zur künstlichen Kälte ihrer Augen. Sie brach seine schweigende Bitte. »Nun rufst Du mich?« begann sie ruhig; »was hast Du aus meinem Leben gemacht, Don Juan? Mein Herz blieb krank, seit ich Dich kannte. Weißt Du, daß ich in allen Erdteilen eine große Hure war?« Don Juan verwandelte sich, er versuchte, sich aufzurichten: »so warst Du etwas

Großes!« Als sie ihn stumm mit den Augen abwies, strengte er sich zu einem Lächeln an und fragte: »Hab ich Dich gut gelehrt, zu beglücken?« »Ja, ich beglückte,« sagte sie, und ihre Hüften zuckten vor Sinnlichkeit; »aber ich wurde nie glücklich.« – »Ist es denn nichts, zu beglücken?« – Sie beugte sich tief. »Ich konnte keinen mehr lieben. Wie stark warst Du im Jubel der ersten Nächte – bis Du vor Unlust schwach warst! Ich verachtete alle, weil ich Dich liebte, und haße Dich, weil ich alle so tief verachtete und so wild begehrte!« »Du großes Herz, wie stark hast Du gefühlt! Wie recht hatte ich; danke mir, Iris!« Sie weinte vor Unglück und Haß: »Du Hund!« »Ich liebe Dich, Iris«, antwortete Don Juan sehr leise, wie früher. Sie fühlte seine fieberfeuchte Hand und sank schwer auf ihn zusammen. Sie fühlte an ihrem ganzen geschüttelten Leibe, wie er abgemagert war. Sie fühlte Mitleid und wollte es ohnmächtig niederwürgen, und sie weinte, weil sie nicht wußte, ob sie ihn liebte oder haßte.

Don Juan spreizte die Finger auf der Decke und lächelte ihr ermüdet nach. Er fühlte, daß er mit ihr ringen müßte, wie in ihrer wildesten Nacht, als sie ihn fortgestoßen und wieder neben sich geschmeichelt hatte. Er wußte nicht, wer nun gesiegt hatte. Ihr Abschied fiel ihm ein, als er ihre Tür zertrat, alle Gefühle seines Lebens stürzten sich, wie so oft, wenn sie fern war, auf einen großen gärenden Haufen, in dem alle auf einmal ihr galten, zusammen. Dann leerte sich sein Herz wieder bis zur Grübelei über sein Unrecht gegen sie. Federiga sagte, um ihn zu trösten, aber es geriet ihr bitter: »Hast Du mir nicht größeres Unrecht getan, Don Juan, da Du meine unendliche, unveränderte Liebe, trotzdem es Dir gefiel, um sie zu wissen, vergeblich ließest?« Don Juan erstaunte. Sein Herz wandte sich erfüllt zu ihr. »Ich liebte Dich immer, Federiga«, sagte er ruhig zu ihr auf, »nur konnte ich Dich nie ganz und nie Dich allein lieben.« Er dachte nach. »Ich glaube, Du schienst mir zu schade für meine Art der Liebe!« Da warf Federiga, jäh zu ganzer Befreiung überwältigt, hin, was sie hielt, drängte die flachen Hände fast feindlich gegen ihn, sie funkelte ganz vor Spannung schwellender Liebe, und stöhnte: »Weißt Du, daß dies die fürchterlichste Kränkung einer Frau ist? Daß Du mich beschimpfst wie nie in den schmerzlichen Jahren?« Er staunte vor den Kreisen ihrer Augen und ihren gerade verzogenen Schmerzenslippen. Er kehrte sich zur Wand. Er wußte nicht mehr, ob sie schön sei. Er wußte nicht, ob er auch sie liebte, sie nun allein. Er wußte nicht, wann er je recht gehabt hatte. Er fühlte sein Leben bohrend in seinem Herzen. Sein gequältes Blut siedete im Fieber. Er schlief ein.

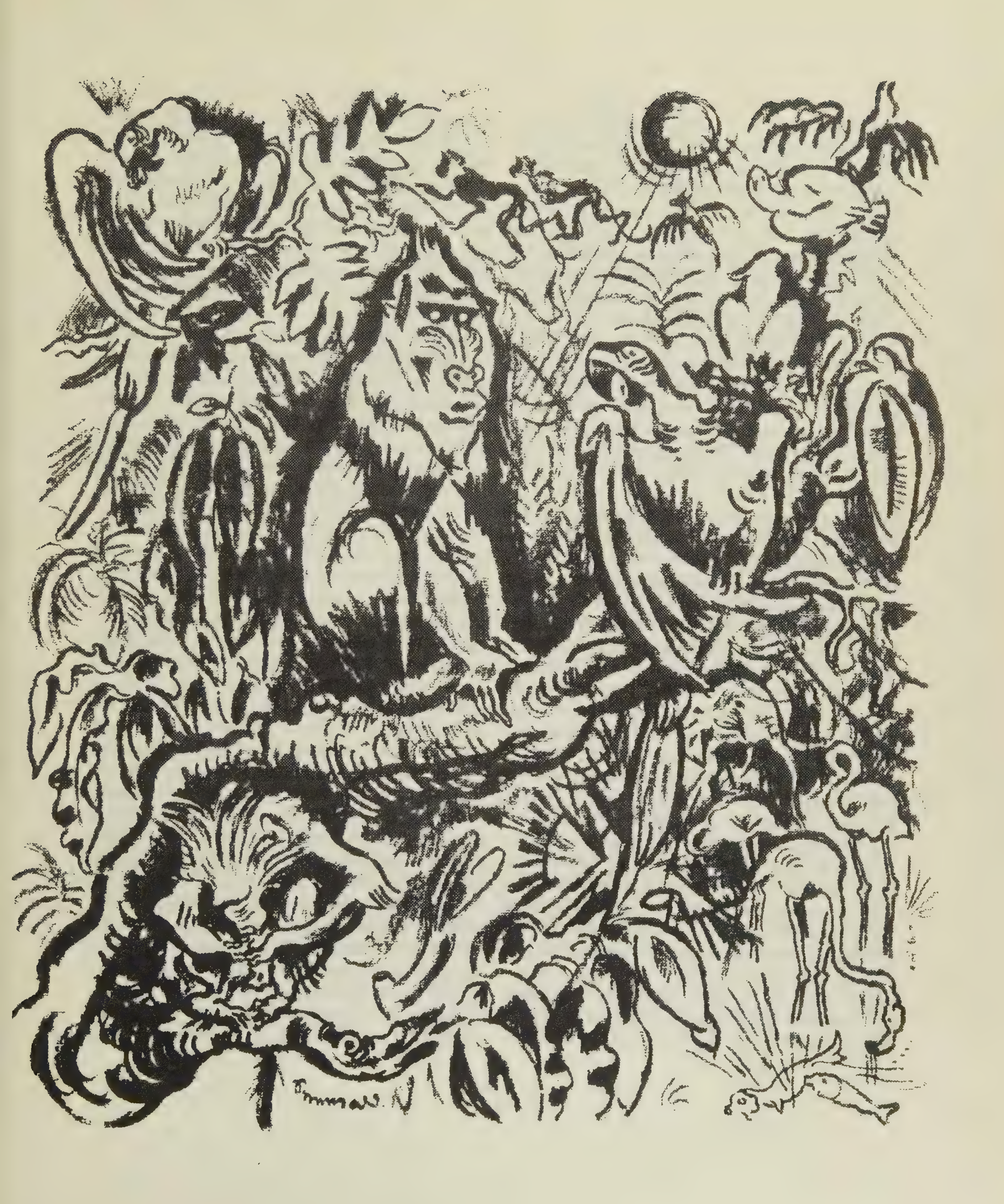
IWAN GOLL: DER MÖBELWAGEN

Ins elende Jahrhundert stiegen die enormen Pferde,
Mit qualzerstochenen Augen, brüllende Empörer, stampfend auf der Pflastererde,
An Möbelwagen angeseilt, rauchende Regenrücken.
Gott ritt auf ihrem Lederrist. Sie wuchteten wie schwere Brücken.
Doch der verbrannte Rotbart schrie. Vom Himmel niederblitzten heiße Hiebe.
Aus Branntweinaugen troff des Menschen Erdenliebe.
Mit roten Schloten drohte rings die tackende Chaussee:
Zum Himmel wieherte ihr namenloses Weh!
Da barst ein Rad. Der Möbelwagen stürzte donnernd in den Dreck der Gossen.
Der Mensch empörte sich. Die Pferde aber standen rauchend, gnadeüberflossen.

PAUL AMANN: POLITIK UND MORAL IN THOMAS MANNS »BETRACHTUNGEN EINES UNPOLITISCHEN«

(SCHLUSS)

In seiner Vorrede und auch weiterhin hat Thomas Mann selbst sehr viel begründeten Tadel gegen dieses sein Buch ausgesprochen. Diese Selbstzerfleischung erfolgt auch in einem unbewußten Drang, fremde Kritik vorwegzunehmen, Angriffen vorzubauen. Hinter dem Werk schont er sogar den Charakter des Autors nicht; Sätze wie: »Daß ein Künstler wirkliche Würde haben könnte, glaubte ich verneinen zu müssen«, sind noch nicht das Schärfste, es wird geradezu auf moralische Unzuverlässigkeit angespielt. Das will mit Vorsicht verstanden sein. Nicht vorsichtig wäre es z. B. dem geistigen Gegner den auf sein Herz gezückten Dolch – im Stil der tragédie zu reden – mit edlem Lächeln zu entwinden: Soyons amis, Cinna! Diese Art Generosität wäre Beleidigung. Thomas Mann ist kein Laffe, der Komplimente angelt, und wenn er bei sich moralische Unzuverlässigkeit sieht, so ist sie da. »Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen« – wie es sich Friedrich Hölderlins tiefem Wahnblick erschloß, wirkt eben diese »moralische Unzuverlässigkeit« als schöpferisches Prinzip in Thomas Manns edelster Dichtung, gleich dem physiologischen Reiz, der das niedere Tier zum Ergänzen verlorener Teile drängt: Thomas Mann selbst gebraucht einmal diesen unheimlichen Vergleich. Seine Kriegsbetrachtungen sind aber kein Kunstwerk, oder sind es nur fragmentarisch, und damit ist ihr ästhetisches und ethisches Urteil gefällt. Gesteht er nicht selbst, daß er – trotz aller Mühe, die er an die Arbeit gewendet – diese Seiten leichtfertig, mit unwillkürlich gemindertem Verantwortungsgefühl geschrieben habe? Ich halte das für vollkommen zutreffend. Daß er sich den Druck der Zeit vom Herzen schreiben wollte, ist begreiflich. Daß er das Manuskript um die Wende 1917/18 in dieser Gestalt abgeschlossen hat, setzt nur seine politische Einsicht und Voraussicht in üble Beleuchtung; erst die Tatsache der Herausgabe der Schrift im Herbste 1918 – mag sie sich wodurch immer so lange verzögert haben – unterliegt moralischer Beurteilung, – die nur verdammen kann. Er lasse doch die Selbsttäuschung vom »mittleren Schriftsteller«, der nicht seine Nation repräsentiere. Seine Stimme ist vielleicht nicht stark, aber scharf und durchdringend und es ist ihm von früheren Erfahrungen her bekannt, daß In- und Ausland diese Stimme hört. Wenn er nicht wieder ein – meinetwegen chauvinistisches – Kunstwerk zu geben hatte, warum, ja warum hielt er diese angesäuerten, halbgegohrenen, ätzend schädlichen Weisheitsersätze nicht zurück? Haben wir in Deutschland denn so viel lebendige Schöpfer achtungswerter, edler Kunst, daß einer der Besten mutwillig sich und uns kompromittieren durfte? Rät ihm denn niemand – oder läßt er sich nicht raten? Der ökonomische Verlust und auch die Nervenpein, ein so großes Werk über den Moment brennendster Aktualität zurückhalten zu müssen, waren einfach zu tragen, wie andere zehnmal Größeres getragen haben. Aus viel weniger dringlichen Taktrücksichten verzögert Romain Rolland seit fünf Jahren mit der Herausgabe eines bereits gedruckten Werkes, nur weil es ihm heute zu heiter und sonnig scheint. Aber wenn er schon nicht um sein eigenes besseres Selbst besorgt ist, mußte er nicht auf die große, schwer leidende Nation Rücksicht nehmen, die er so liebt? Die falschen Grundideen seines Buches sind ja lange nicht das Schlimmste daran, mögen schließlich anderwärts ebenso ruhige Widerlegung finden, wie ich sie eben versucht habe. Unermeßliches Unheil aber können die aufreizenden Worte anrichten, die er unnütz, nebenbei, pour épater le monde, ohne jede »Not« im mystischen Sinne, übermütig in alle Nachbargärten schleudert. Ist jetzt die Stunde, die Todesstrafe romantisch zu loben (nicht etwa mit dem köstlich verständigen Wort: que messieurs les assassins commencent). Ist heute noch die Zeit, bei kaltem Blute, wo unsere Rechtfertigung, der Unterseeboot-Krieg werde raschen Frieden erzwingen, hinfällig ist, die Torpedierung der »Lusitania« zu billigen, indem



man wegwerfend von einem »Lustschiff« redet (womit man sehr demagogisch auf den »Neid« der Besitzlosen spekuliert und heuchlerisch verschweigt, daß schließlich der Bau und Betrieb solcher Riesen-Lustschiffe à la »Vaterland« eine deutsche Spezialität war). Der seelisch dünnhäutige Dichter begeht die Ungeheuerlichkeit, den Einarmigen und Kriegsblinden — nein nicht ihnen, das hätte noch etwas für sich, sondern uns — zu beweisen, sie seien gar nicht so elend, unter anderem mit der kostbaren Begründung, Blindheit sei kein charakterverderbendes Gebrechen (wozu ich die Lektüre von Diderots »Lettre sur les Aveugles« empfehle) wie Taubheit; als ob es nicht auch charaktergeschädigte Kriegstaube gäbe, sogar unter denen, die nie das Platzen einer 40 Centimeter-Mine verspürt haben! Was soll man dazu sagen, daß er es uns als Vorzug des Krieges hinstellt, wenn die zurückgekehrten Krieger nach so viel Nervenproben kein Gefallen mehr an ihren Weibern finden — wie wir lesen, war's ohne besondere Nervenreizung ebenso oft umgekehrt —, so daß der militaristische Obrigkeitsstaat für eine mindestens ebenso amüsante Welt gesorgt hätte, als es nach Thomas Manns schlimmsten Befürchtungen radikale Demokratie tun könnte. Er ist gewarnt worden, von mir und besseren, weil wir das Unheil kommen sahen; er zitiert selbst ein solches gutes Freundeswort: »Hüten soll ich mich, wenn ich nicht ganz allein sein wolle, den gemeinen Mann anzutasten.« Wollte sein Hochmut allein sein, warum sucht er dann die Öffentlichkeit und zitiert schon auf der nächsten Seite protzige Coriolanverse von ungewaschenen Gesichtern und ungeputzten Zähnen ......? Er redet mit Recht einmal von Eigenschaften, die selten dem begabten Emporkömmling, hingegen erbgesessenem Patriziertum eigen seien: Mir schien immer der Takt der beste Wert der guten Kinderstube. Wer anders wird denn die mutwillig zerbrochenen Fensterscheiben zahlen, als die trübe Mühe, die schweißigen Markscheine und das reine Blut des Volkes? Wie gegen die Kleinen, so gegen die Großen, sofern es sich nicht um Großadmirale handelt. Wo bleibt die schöne Ehrerbietung, die er uns mit Goethe als Erziehungsatmosphäre zu rühmen weiß in seinem Tone gegenüber Romain Rolland? Er nehme zunächst einmal Notiz von der obenerwähnten Tatsache eines zurückgehaltenen großen Werkes und er wird auch leicht erfahren können, auf welche Weise Rolland, — der aus verarmter Familie stammt, und ums Brot gearbeitet hat — seinen Nobelpreis verwendet hat. Ich bitte um Verzeihung, aber wer Seelentöne nicht hören will, wird vielleicht Materielles fühlen und danach ein bischen Abstände schätzen lernen. Gewiß trägt Thomas Mann diesmal Rolland gegenüber nicht mehr die fast komische, unwissende Respektlosigkeit zur Schau, wie in seinen ersten »Gedanken im Kriege« und er weiß, ob ich mir mit Unrecht einbilde, zu dieser Wandlung des Tones viel beigetragen zu haben. Ich bin gar nicht stolz auf meine Leistung, denn im Grunde habe ich bei ihm gar nichts erreicht als eben noch eine seiner klugen Sicherungen. Das dauernde Unverständnis tritt in Wendungen vom »sanften oder gar hochempfindsamen« Rolland peinlich zutage, und gleich darauf wirft er dem cher maître (mit welcher Anrede er sich bei allen Freunden Rollands lächerlich macht) in spitzen Worten vor, im Gebrauch der Anführungsstriche, des Zitatzeichens geringe Sorgfalt zu üben, ein Vorwurf, mit dem gerade er, Thomas Mann, vorsichtiger umgehen sollte, wie wir, d. h. zunächst nur er und ich, wissen, da ich als Zitierter oder sonst in wechselnden Gestalten mindestens fünfmal in seinem Buche erscheine, ich sage gleich wie: die wichtige Stelle auf Seite 138 (so ziemlich das einzige Positive, das er über Rolland zu sagen hat) stammt aus einem Briefe Rollands an mich vom 1. Jänner 1912 und wurde mir von ihm als Information zu einer Studie über sein Werk mitgeteilt. In meiner Verdeutschung entnahm Thomas Mann den entscheidenden Passus meinem Manuskript, das ich ihm zur Publikationsvermittlung bei der »Neuen Rundschau« anvertraut hatte. Ich stelle mich also zunächst dem Publiko als der »österreichische Freund« vor. Es war kein Freundesdienst, ohne Erlaubnis das Kronjuwel aus dem bescheidenen Goldreif zu brechen, den der Unbekannte für Rolland mit zögernder Hand geschmiedet hatte.

Ungefragt. Vielleicht hätte ich in dankbarer Aufwallung, dankbar für ein paar untergebrachte Artikelchen, vor allem aber für viele liebenswürdige Briefe, die seit Jänner 1915 mir an der Front, auf dem Wundenbett, im öden Hinterland manche geisterhöhte Tage geschenkt hatten, vielleicht — ja, ich meine gewiß hätte ich freiwillig hingegeben, was er mir unbedenklich entwenden zu dürfen glaubte. Welche Unbedenklichkeit mir nachträglich zeigt, daß ich nicht hätte schenken dürfen, was mir nur zu reinem Gebrauche anvertraut war, daß Rollands Worte, die mir tiefe, fruchtbare Offenbarung geworden waren, in Thomas Manns Herrenzimmer, wie ein Bibelot mehr, wären beiseite gestellt worden. Ja, diese ethischen Individualisten! Setzen »Gerechtigkeit« in Krähenfüße und haben gewiß seit Schülertagen die schönste Geschichte von Gerechtigkeit nicht mehr gelesen, jene, die der Prophet Nathan dem großen König David erzählt, die Geschichte vom herzlich gehegten Lamm des Armen, das der Reiche geschlachtet hat, weil er Gäste erwartet.

War ich auf Seite 138 der österreichische Freund, erscheine ich gleich auf Seite 139 als Garniemand, wie der erfindungsreiche Odysseus. »Die wahrhaft anständige und gewiß unsterbliche Stelle«, die dort, angeblich aus dem Johann Christoph mitgeteilt wird, steht nämlich, bester Thomas Mann, nicht so ohne weiteres »im Jean-Christophe«, wie Sie sagen, und Sie haben sie dort auch nicht gefunden. Sondern — wieder wissen zunächst nur wir beide davon — beim Lesen meines Aufsatzes haben Sie das wichtige Zitat mit gutem Geschmack zweimal am Rande angestrichen und mit bravo und Rufzeichen versehen, deren verklärter Leib heute noch durch meine Radierversuche schimmert. Daß Sie den von mir übersetzten Satz zugleich ins Büchlein notiert haben, das weiß ich allerdings erst jetzt. Damit Sie nicht, von allen guten Geistern verlassen, etwa in Versuchung fallen, diesen klaren Sachverhalt leugnen oder trüben und sich auf Ihr allgemeines Leserrecht berufen zu wollen, bin ich generös genug, Ihnen zu verraten, daß die besagte Stelle n i c h t im Johann Christoph steht, nicht im eigentlichen, normalen, Ihnen zugänglichen Exemplare, sondern in einer seltenen Vor- und Nebenausgabe, in den seinerzeit von dem leider gefallenen Péguy herausgegebenen Cahiers de la Quinzaine und auch dort wieder nicht im Texte, sondern in einer Vorrede, ich sage Ihnen nicht zu welchem Bande — es wäre unnütz, denn die Ausgabe ist in festen Händen. Auch ich habe meine Wissenschaft nicht von dort, sondern aus der Studie von A. Bonnerot, in den Cahiers du Nivernais et du Centre. So, jetzt können Sie sagen, Sie hätten es auch daher. Ist es nicht leichter, ein paar Seiten Nationalökonomie hinzulegen »als ob«, wie Sie sich rühmen, denn in ihrem eigensten Gebiete zu bluffen? Was für die Literatur spricht.

Das dritte Mal läßt mich Thomas Mann gar als Franzosen auftreten — der reine Verwandlungskünstler! Der Autor des mit einem Satze zitierten Artikels im Effort libre, der auf Seite 152 wie ein schweres Geheimnis zwischen Rolland und Herrn Thomas Mann behandelt wird — der Autor dieses Aufsatzes bin also wieder ich. Ich kann nichts dafür. Es ist nicht meine Schuld, wenn Thomas Mann mir wieder die Mühe überließ, mich seinem Publikum namentlich vorzustellen.

Meine unbedingt böseste Mitarbeit an Manns Rolland-Kapitel passiert mir aber auf Seite 154: »Ihnen, Rolland, dem Philantropen und Pazifisten, könnte ich nachweisen, daß Sie die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, die nach der Einsicht Einsichtiger den Krieg und nichts anderes bedeutete, verteidigten, weil Frankreichs Ehre sie fordere, weil Frankreich stark sein müsse, um den Frieden wollen zu dürfen.« So, so, Herr Thomas Mann, das könnten Sie nachweisen? Möglich, aber wer dabei in den Augen anständiger Menschen verlieren würde, das dürften Sie sein! Denn was könnten Sie sagen, wenn Sie bei der Wahrheit, beim Beweisbaren bleiben müssen?

Als mir in einem ungarischen Garnisonsort Ihr Buch und diese scheußlichste Stelle darin zu Gesicht kam, wurde mir zwar etwas übel, aber ich erkannte nicht gleich die ganze Abscheulichkeit, die hier geschehen war. Ich glaubte nämlich, daß Sie etwa eine von m i r

außerhalb des Zusammenhangs zitierte briefliche Äußerung Rollands in gewohnter Unbekümmertheit ausnützen wollten, ohne Rücksicht, wie dies auf mich, den allzu Vertrauenseligen wirken müsse; in hellem Zorne hielt ich Ihnen, in einem ersten Selbstgespräch am Theißufer, mit höhnischen Wendungen, die nur mich selber stachen, Ihre leichtfertige Beutegier vor: »Hätten Sie bei mir angefragt, würden Sie erfahren haben, daß es in jenem Briefe Rollands weiter hieß: »das sind nicht die persönlichen Ansichten Romain Rollands...« sondern eine Volkesstimme, die er objektiv wiedergeben wollte. Sie sehen, was Sie im Eifer des Plünderns angerichtet haben! Wollen Sie sich beklagen, daß ich Ihnen das Raubgut nicht komplett und marktläufig geliefert habe?« Dieser Spott ist leider gegenstandslos: Thomas Mann hat die ganze Stelle gekannt, hat sie also bewußt entstellt – und das bricht ihm den Stab. Er »fand« sie, nach bewährter Übung, in einem anvertrauten Manuskripte, in einem Geleitwort von 1916 zu meiner Rolland-Studie. Die vielerwähnten Worte entsprechen ganz dem hohen Begriffe vom Herzen und Anstande Rollands, der heute Weltbesitz ist. Ich muß die Stelle anführen, wie sie Thomas Mann vorlag. (Es handelt sich also um die dreijährige Dienstpflicht): »Frankreich bleibt da keine Wahl. Deutschland zwingt es dazu. Ein großes Volk, wie das unsere, kann friedliebend sein, aber nur aus eigenem Willen. Es darf es nicht sein, nur weil es andere wollen. Es darf sich nicht zum Frieden zwingen lassen durch die Drohung einer militärisch überlegenen Macht. Da das Ertragen eines solchen Zwanges unfehlbar zu einem Sinken des nationalen Gewissens führen würde, muß Frankreich sich gegenüber dem immer drohenden Deutschland im Rande militärischer Ebenbürtigkeit halten und sollte es zehnfach grössere Opfer bringen . . . Deutschland begreift nicht, wie jede seiner Anstrengungen, ein stolzes Volk zum Frieden zu zwingen, es näher zum Kriege treibt. Wir wollen die Freiheit haben, nicht den Krieg zu wollen. Wenn man uns diesen Willen aufzunötigen sucht, wird es der Welt teuer zu stehen kommen – und auch uns. – Das sind nicht die persönlichen Ansichten Romain Rollands, die ich Ihnen da mitteile, es ist die innerste Stimme meines Volkes, die ich hier verdolmetsche; bin ich doch seit langen Jahren gewohnt, ihr leisestes Flüstern zu belauschen. Ich fälle kein Urteil darüber: Die Wesen sind, was sie sind. Es ist die Pflicht grosser Politiker, sie zu verstehen und nicht alle über einen Leisten zu schlagen.« (Brief vom 3. Juli 1913; die letzten zwei Unterstreichungen sind von mir.) Gerne hätte ich dieses Unverzeihliche vertuscht, bin aber Rolland, dessen freundlicher Anteil das beste Licht meines nicht immer leichten Lebens war, öffentliche Rechenschaft schuldig, wieso ich Ihnen die Möglichkeit gegeben habe, etwas zu begehen, was man in der Sprache Rollands zierlich als chantage bezeichnet.

Warum also gar zu ungeduldig aufbegehren, wenn Rolland Ihren ersten Kriegsaufsatz »einem Anfall rasenden Stolzes und aufgeregten Fanatismus« zuschreibt? Sie zitieren das zweimal ungenau in Ihrem Buche (Seite 140, 157) mit délire de fanatisme irrité und délire de fanatisme, es heißt aber, wie ich sagte, dans un accès de délire d'orgueil et de fanatisme irrité! Abgesehen von den kleinen Ungenauigkeiten, die einem so strengen Tadler, wie Ihnen, nicht passieren dürfen, kommt die Weglassung des mildernden Wortes accès einer kleinen Fälschung gleich. Übrigens sind wahnwitziger Stolz und heißer Fanatismus häßliche Künstlerlaster, vor allem in einer Zeit, die wie jener Herbst 1914, mit hohen Wogen der Leidenschaft ging. Diesen Anfall habe ich Ihnen nie übel genommen, und Sie haben Unrecht, Ihre Fanfare jetzt als nicht literaturfähig hinzustellen. Schon im Jänner 1915, als rekonvaleszenter Verwundeter, schrieb ich Ihnen in diesem Sinne den ersten überlangen Brief und damit bin ich bei meiner fünften Erscheinung angelangt, einer ganz rechtmässigen Erscheinung, wie ich gerne zugebe. Sie zitieren diesen meinen ersten Brief auf Seite 136, übrigens auch ungenau zwischen den Zitatzeichen; Ausdrücke wie »Nerventrakt« sind meinem schlichteren Sprachschatze fremd. Sie führen mich als Beispiel



eines Lesers an, der Ihre »Gedanken im Kriege« nur beobachtend, feststellend, ohne sittliche Entrüstung aufgenommen hat. Ich kann nicht behaupten — wer würde mir auch glauben? —, daß ich Ihren neuesten Kriegsgedanken gegenüber noch denselben Standpunkt einnehme. Sittliche Entrüstung ist aber so wenig Dauerware wie Begeisterung. War ich zwischendurch empört und entrüstet, so bin ich jetzt eher abgespannt und etwas traurig, kurz in einer Stimmung, die Sie ruhig hochempfindsam nennen mögen, da selbst Rolland bei Ihnen nicht sicher ist vor diesem Beiwort. Diese Traurigkeit meint gar nicht mehr Sie, vielleicht eher die Kunst, die hohe, reine Kunst überhaupt (so also sieht diese schöne Stickerei auf der Reversseite aus, so hängen da Fäden und Fetzen?). Wohl auch den Menschen überhaupt. Sie sollten dies mein Gefühl von unserer armseligen, naturgeschichtlichen Menschlichkeit mindestens aus jener kleinen, seltsamen Träumerei kennen, die ich um Weihnachten 1916, 2000 Meter über dem Meere, nachdenklich niederschrieb zwischen Lawinen, in Schneegewittern und Elmsfeuern, als nach verwehten Wochen die ersten Zeitungen wieder kamen und sich zeigte, daß jenes Friedensangebot vom 12. Dezember, das uns ein Funkspruch gemeldet hatte — noch lange, lange nicht der Friede sei und daß noch endlos endlos seinesgleichen zerreißen muß das wunderliche Tier — animal mirabile.

Szolnok in Ungarn. Ende Oktober 1918.

BÜCHER UND GLOSSEN

GUILLEAUME APOLLINAIRE † — Im »Temps« erzählte Apollinaire 1913 persönliche Erinnerungen an die Anfänge des Kubismus. Er spricht von den Zeiten des sterbenden Impressionismus, schildert die Begegnung Derains und de Vlamincks und streift kritisch die frühreifen Schöpfungen des sechzehnjährigen Picasso; er bringt die gedankliche Einstellung der Malweise Picassos, Braques, Metzingers, Légers auf eine Formel: Sie wollen in größter Reinheit die Wirklichkeit des Begriffs, die drei Dimensonen geben. Vor diesen Bildern sprach Henri Matisse das Wort »Kubismus« aus, das der Bewegung, die ihren Ursprung in dem Bund der »Fauves« hatte, den Namen gab, der ihr, oft geschmäht, blieb.

Apollinaire, als Kunstkritiker des »Intransigeant«, war gleichsam der Prophet des Kubismus. Er war der Freund aller jungen Maler — der »douanier« Rousseau hat ein Bild: »Apollinaire und seine Muse« gemalt — und aller jungen Dichter. Er erkannte in den Nachfolgern der Impressionisten die Sucher des lebenden Ausdrucks des Erhabenen: »l'intention de la peinture moderne me semble être la recherche de la voix personelle vers l'expression vivante du sublime.« (Berlin 1913, in einem Vortrag.) Apollinaire gab dieser Kunst den Namen »Orphismus«, Marc und Kandinsky schienen ihm dessen bedeutendste Vertreter. Unentwegt trat Apollinaire in den Spalten seines Blattes für die modernste Malerei ein: er wurde nicht müde, ihre Wesenheit und ihre Zwecke in neue, konzentrierte Formeln zu fassen, und sein Sturmlauf gegen alles Alte, Akademisch-Unwesentliche war von tapferer Offenheit und emphatischer Glut umsomehr, als er auch in den literarischen Strömungen der gleichen Zeit bewußt, gegen den Strich, neue Wege ging. Die Bewegung, die ihm, Barzun, André Solmon, Mercereau (um nur einige zu nennen) vereinigte, nannte Barzun »Dramatismus«, Ausdruck des Zeitalters, in dem, ewiger Konflikt, Universum und Individuum einander entsprechen — und bekämpfen. Polti glaubte den Dramatismus fördern zu können, indem er auf die Wissenschaften wies, die das zwanzigste Jahrhundert studieren sollte. Die im Dämmern des Symbolismus verschleierten Gedanken werden aus dem Nebel lyrisch hingegebener Ohnmacht kraftvoll in den Strahlenkreis der einen Sonne: der Liebe des menschlichen Herzens gehoben. Verhaerens »Les Aubes«, Vielé-Griffins »Phoes le jardinier«, Claudels »L'Arbre«, Gides »Le Prométhée mal enchaîné« und Remy de Gourmonts »Lilith« hatten, wie Apollinaire 1913 in einem »Pariser Brief« schrieb, vor anderen Arbeiten, dem Dramatismus die Grundlage gegeben, »der nicht a priori eine Theorie, sondern eine aus den aktuellen Strömungen der Kunst und der Wissenschaft entstandene Definition ist«. Apollinaire schrieb damals sein Buch »L'enchanteur pourissant« und sein programmatisches Gedicht »Zône«, das in der Form, vor allem in der Art der verbindungslos kühn aneinandergereihten Analogien den Forderungen vorarbeitete, die F. T. Marincki später in seinem literarischen Futurismus bis ins Grotesk-Mathematische überspannte.

Während des Krieges hat Apollinaire zu den wenigen gehört, die in des heutigen Henry Guilbeaux »Demain« sich um Romain Rolland scharten: mit J. P. Jouve, Martinet kämpfte er gegen den Selbstmord Europas und den blutigen Wahnsinn, und später in den Zeitschriften »L' Eventail« und »Nouveaux Essais« löste er sich gänzlich aus seiner trotz sehr starker Ursprünglichkeit rein formalistischen Kunst der Vorkriegszeit, und sein im Gedicht »Zône« schmerzlich empordringendes Bekenntnis: »J'ai vécu comme un fou et j'ai perdu mon temps« wurde ausgelöscht durch tätige Liebe zur leidenden Menschheit. Hans Jacob.

ROLAND-VERLAG / MÜNCHEN

DIE DICHTUNG

Herausgegeben von Wolf Przygode

Eine Jahresfolge in 4 Büchern mit Beiträgen von HEINRICH MANN HOFMANNSTHAL / GEORG KAISER / RILKE / BLASS MAX HERMANN / HATZFELD / KASACK / GUMPERT TREUGE / GÜTERSLOH / LOERKE / ANDRIAN / KORNFELD / HEYNICKE / BORCHARDT / BENN / KULKA

Buch 1, fast vergriffen, nur im Abonnement der 1. Folge zu erhöhten Preis M. 50.— Buch 2—4 im Abonnement je M. 8.50, einzeln M. 12.— Vorzugsausgabe vergriffen.

Als erster Sonderdruck der Dichtung erscheint das

BUCH DER TOTEN

mit zum Teil unveröffentlichten Arbeiten von BAUM / SACK LOTZ / LICHTENSTEIN / STADLER / TRAKL und einem Holzschnitt von FRANZ MARC.
In der Vorzugsausgabe eine Radierung von W. GRAMATTÉ.

Vorzugsausgabe A: M. 125.—, B: M. 75.—, einfache Ausgabe M. 12.—
Dichtungs-Abonnenten M. 10.—

DIE NEUE REIHE

Prosa, Lyrik, Dramatik der jungen Generation

Autoren: KASACK / JACOB / HÜLSENBECK / ARNOLD ZWEIG / GOLL / WOLFENSTEIN / LEONHARD KÖLWEL / HEYNICKE / LEMM / HARDENBERG.
In Vorbereitung: ROBERT MÜLLER / PAUL ZECH GEORG KAISER / KASACK / STUDER / SCHÜRER RUTRA / LOERKE / HERMANN.

Kart. M. 2.50, geb. M. 3.50, Vorzugsausgabe M. 25.— und M. 75.—

Im Anschluß erscheint:

VERKÜNDIGUNG, eine Anthologie jüngster Lyrik.



DAS SCHÖNE BUCH

BEI

HANS GOLTZ / MÜNCHEN

FREUDENBERG, **Suite d'estampes pour servir a l'histoire des Moeurs et du Costume de Français dans le 18. siècle.** Berlin 1918, Hyperion-Verlag. 12 Seiten Text, 12 Kupferstiche. Gr. 4°. Faksimile-Ausgabe in einer einmaligen Auflage von 165 Stücken von J. B. Obernetter, München, hergestellt. Die Platten wurden nach Beendigung des Druckes vernichtet. Exemplare 11—35 wurden auf echtem holländischen Bütten-Karton gedruckt und in handgearbeitetem Halbmaroquinband gebunden, die Exemplare 36—165 auf Kupferdruckkarton in Halbleder gebunden. Die Einbände fertigte die Hofbuchbinderei Hübel & Denk in Leipzig an. Exemplar Nr. 33 Mk. 550.—. Exemplar Nr. 77 Mk. 300.

BOUCHER, FR., **Zeichnungen zu Molières Meisterwerken** in Kupfer gestochen. Berlin 1918. Hyperion-Verlag. 4°. 165 numerierte Stücke in Faksimile-Kupferdruck wurden bei F. Hanfstaengl, München, hergestellt. Nr. 11—35 auf echt kaiserl. Japan gedruckt, in Halbmaroquin gebunden. Nr. 36—165 auf Bütten in Halbleder gebunden. Alle Einbände fertigte H. Fikentscher in Leipzig. Nr. 11 Mk. 550.—. Nr. 52 Mk. 295.—

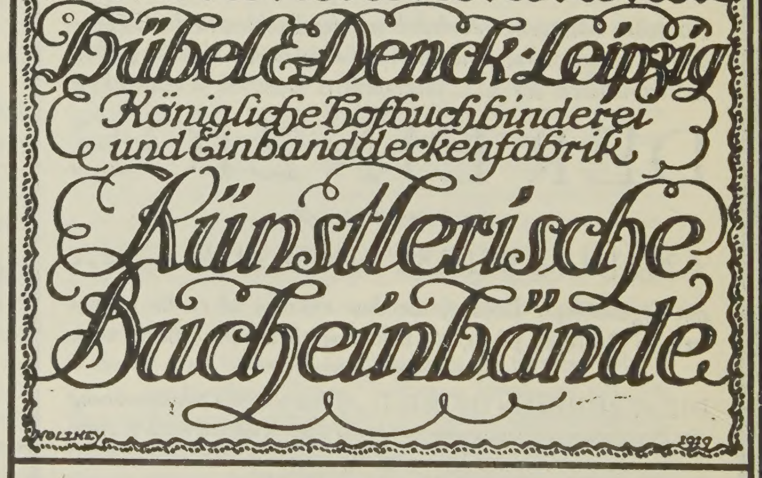
EDSCHMID, K., **Die Fürstin,** mit 6 Radierungen von M. Beckmann. Weimar 1918. G. Kiepenheuer. 82 Seiten. 4°. W. Drugulin, Leipzig druckte 500 Exemplare Nr. 1—130 auf handgeschöpftem Zandersbütten, die Radierungen sind vom Künstler signiert, Nr. 1—35 mit der Hand in weißes Schweinsleder, Nr. 36—130 in Maroquin gebunden. Nr. 131—500 ist auf holländischem Büten gedruckt und in Rohseide gebunden. Einbandentwürfe von Else von Guaita. Ausgabe A Mk. 306.—, B Mk. 245.—, C Mk. 98.—

PROSPERO-DRUCKE:

GŒTHE, J. W., **Epigramme Venedig 1790,** mit Original-Lithographien von Hermann Gehri. Berlin 1918. E. Reiß. 51 Seiten. Gr. 4°. 110 Exemplare wurden bei Otto von Holten auf handgeschöpftes Bütten abgezogen und in Seide gebunden. Die Lithographien dieser Ausgabe sind vom Künstler handsigniert. Nr. 62 Mk. 148.—. In Halbleder Nr. 487 Mk. 28.60.

STRINDBERG, A., **Der Vater.** Ein Trauerspiel mit 12 Original-Lithographien v. Adolf Schinnerer. Berlin 1918. E. Reiß. 67 Seiten. Gr. 4°. Einmalige Auflage von 685 numerierten Exemplaren. Den Druck leitete Albert Knab, der auch die Schrift des Einbandes entworfen hat. Nr. 1—85 wurde auf handgeschöpftem Bütten abgezogen und die Lithographien dieser Ausgabe handschriftlich vom Künstler signiert. Ausgabe A in Seide gebunden Mk. 245.—, B in Halbleder Mk. 30.80.

LAGER-KATALOG: **»Bücher, die ich liefern kann«,** mit 4 Lithographien von Albert-Bloch, Eberz, Grosh und Schrimpf Mk. 2.—. Bei Bestellungen von Mk. 30.— an Rückvergütung dieses Betrages.



DIE BÜCHER DER WENDE

sind kühnste Künstlerschaft in Wort und Bild. Kostenlos verlange man unser illustriertes Büchlein VON NEUER KUNST



Neuartige Ill. Romane je Mk. 4.50 kart., Mk. 6.80 geb.
Andreas Thom / Baal
E. Pirchan / Zeugen der Tod
Gattermann / Der bittere Weg
Schertel / Die Sünde des Ewigen

Die Wende / Verlag / Berlin-Wilmersdorf.